

Statt des Vorwortes

Zum Küssen gehören zwei. Das weiß jeder (und jede!), spätestens nach der Pubertät.

Zum Schachspielen gehören auch zwei. Das weiß jeder, der über das Murrmspiel hinaus gekommen ist.

Dass zu einem Krieg auch zwei – mindestens – gehören, wissen sehr, sehr viele Menschen offenbar nicht.

Denn es gab keinen Krieg, der in den Medien – und somit in den Köpfen der Menschen der westlichen Welt – so fälschlicherweise und einseitig dargestellt wurde, wie der Krieg in Vietnam. Es war eine ideologisierte Geschichtsklitterung, ein medialer Krieg gegen die Wahrheit. Das Märchen, es handele sich um einen »schmutzigen« Krieg (gibt es saubere Kriege?) der Supermacht USA gegen ein wehrloses Bauernvolk, eine Art David gegen Goliath der Moderne, bleibt unangetastet trotz aller Fakten. Selbstgerechte Propagandisten, die den politischen Ost-Westkonflikt zu einer moralischen Frage deklariert hatten, schwiegen dann beharrlich, während ihre Vorbilder in Südostasien im Siegesrausch am Werk waren, deren eigene Völker auszurotten. Das Bombardement auf Dresden als nachträgliche Rechtfertigung des Naziregimes? Die Perversion des Denkens war und ist für Vietnam erlaubt, während und nach dem Krieg! Der siegreiche Sozialismus heiligt das Kriegsverbrechen Nordvietnams, dessen Soldaten, mit Morphinum betäubt und an Panzern und Geschützen angekettet in den Krieg geschickt worden waren. Im Siegesrausch steckten sie ihre Gefangenen in »Umerziehungslager« (Vietnams Gulag) für Jahre, schändeten die Friedhöfe ihrer gefallenen Feinde als Racheakt. Ihre Verehrer in der zivilisierten Welt schwiegen beharrlich zu »Vietnams Archipel Gulag« und zu den Millionen »Boat People«, dem »Strandgut des Sozialismus«. Flüchtlingsfrauen wurden zu Tausenden von Piraten vergewaltigt, anschließend entführt und in europäische Bordelle verkauft. Aber Feministinnen wollen davon nichts wissen.

Glasnost und Perestroika veränderten die Welt, ausgenommen die Welt der linken Propagandisten. Brutale Überfälle der Skinheads auf die Ausländerwohnheime (bewohnt nahezu ausschließlich von »Gastarbeitern«, aus

dem »befreiten« Vietnam, eine Verharmlosung des Begriffs Zwangsarbeiter) änderten ihre Huldigung an die Kriegsverbrecher in Vietnam genau so wenig wie die Zigarettenmafia in Ostdeutschland nach der Wende. Die Spätfolge der siegreichen Revolution wurde genauso schamhaft ignoriert wie die Gulags und die »Boat People.« Das Abbild der Revolution wird konsequent verleugnet.

Doch Vietnam hat ein anderes Gesicht. Das Gesicht des Humanismus, das trotz endloser Leiden sich nicht verändert. Dieses Gesicht kann Tausende und Aber tausende Geschichten erzählen. Geschichten von Mut und Verzweiflung, von Hoffnungen und Enttäuschungen, von Liebe und Hass, von auseinander gerissenen Familien und verlorenen Kindern oder Eltern, von Glück und Tragödie, von Mobbing und unerschütterlicher Freundschaft, von Ausländerhass und ungebrochener Solidarität, vom Erfolg im Berufsleben bis zum völligen Versagen im Exil.

Diese Geschichte ist eine davon. Sie erzählt von einer unerschütterlichen Liebe zwischen einer ungewöhnlich mutigen Krankenschwester aus Deutschland und einem aufrichtigen Piloten der südvietnamesischen Luftwaffe, beide sehr idealistisch und naiv, aber sie haben ihr Herz füreinander - trotz aller Widrigkeiten des Lebens - rein gehalten. Ihre aufwühlende Geschichte ist der Beleg dafür, dass die Wahrheit immer die Wahrheit des Andersdenkenden bleibt (frei nach Rosa Luxemburg) und entlarvt zugleich die medialen Unwahrheiten der selbst ernannten »intellektuellen und kriegsbegeisterten Friedensapostel.«

Denn wer zu Verbrechen schweigt, ist selbst Verbrecher, unabhängig davon, wer sie begeht.

Wunder gibt es immer wieder

New York im Oktober 1984 (Flug Pan Am 845)

»Meine Damen und Herren. Wir befinden uns bereits im Landeanflug auf den John F. Kennedy Flughafen. Wir bitten Sie daher, sich anzuschlallen und das Rauchen einzustellen. Wir hoffen, dass Sie einen angenehmen Flug hatten ...«

Die sanfte Stimme der Stewardess reißt Cordula aus ihrem Schlaf. Kurz nach der Ansage des Piloten, die Maschine fliege gerade über Neufundland, ist sie eingeschlafen. Plötzlich wird Cordula wehmütig. Waren es tatsächlich sechzehn Jahre zwischen ihrem ersten Flug in ihrem Leben und der heutigen Reise? Die Ereignisse sind sehr lebendig in ihren Erinnerungen. Auf ihren Wangen kullern einige Tränen herunter, Tränen, für die sie sich eigentlich nicht schämen muss. Trotzdem schaut sie aus dem Fenster und sieht, wie eine Concorde der Air France auf der anderen Bahn startet. Vietnam, Helgoland, Concorde und die Air France ... es war einmal ...

Nach Erledigung der Zollformalität wird die Gruppe von einem jungen Mann von circa zwanzig in weißem Hemd aus Baumwolle mit kurzen Ärmeln und Cordhose begrüßt. Der organisierte Bus wartet bereits vor der Tür und bringt die Gruppe nach Manhattan. Dieter Dreyer, der Reiseführer, ein Deutscher, der in Spanien geboren ist und in New York lebt und nie in Deutschland war, ist sehr freundlich und gibt sich alle erdenkliche Mühe, der Gruppe alles zu erklären. Er ist eigentlich Student der N. Y. U (New York University), verdient sein Geld fürs Studium mit der Führung deutscher Touristen. »Alles, was Sie heute sehen, stammt, außer mir und dem Busfahrer, aus Deutschland. Sogar unser Bus, denn er ist ein echter Neoplan aus Stuttgart-Möhringen, kein Lizenzbau aus Lamar/Colorado.«

Dieter Dreyer mahnt bei der Abfahrt: »Es ist wunderschön hier. Sie müssen nur auf Ihr Gepäck höllisch aufpassen. New York ist eben keine deutsche Stadt, trotz all ihrer Schönheit. Taschendiebe haben hier Hochkonjunktur. Wir fahren direkt zu Ihrem Traumhotel Marriott Marquis am Broadway. Sie werden oft Gelegenheit haben, die schönste Seite von Big

Apple kennen zu lernen. Und Sie haben das schöne Wetter, den Altweibersommer, oder auf Englisch the Indian Summer im Gepäck mitgebracht.«

Die Begeisterung unter den Touristen kennt jetzt praktisch keine Grenzen mehr, während der Bus sich aus der schier endlosen Kolonne aus dem Flughafen zwängt und sich mühsam durch den chronischen Stau bewegt.

Während der Busfahrt hat Cordula die Gelegenheit, die circa fünfzig Mitglieder ihrer Reisegruppe zu betrachten. Es sind auffällig viele Frauen im zweiten Lebensabschnitt, ohne männliche Begleitung unter den Gästen, die dazu noch den Eindruck erwecken, wohlhabend zu sein durch ihre schicke Kleidung und ihren glänzenden Schmuck. Cordula fühlt sich nicht sehr wohl in dieser Konstellation, obwohl sie öfter die Rolle der Außenseiterin spielte oder spielen musste.

Nach dem Einchecken und einem kurzen Drink als Begrüßung hört Cordula aufmerksam zu, wie Dieter Dreyer den weiteren Ablauf erklärt »Wir sehen uns um zwanzig Uhr zum Wellcome Dinner im »Astor Ballroom« im siebten Stock wieder. Bis dahin haben Sie noch vier Stunden Zeit zur freien Verfügung.«

Trotz des Jetlags macht Cordula einen Spaziergang im Rockefeller Center bis zu St. Patrick's Cathedral und zu Kaufhaus Macy. Sie will die Freizeit allein, in aller Ruhe genießen, bevor es hektisch wird beim Dinner. Laut Programm beginnt am nächsten Morgen um acht Uhr die Stadtrundfahrt.

Am Abendtisch lernt sie eine neugierige aber sehr einfühlsame Frau kennen. Mit Frau Stöhr, einer über sechzigjährigen und offenbar wohlhabenden Witwe versteht Cordula sich auf Anhieb ausgezeichnet, trotz des Altersunterschiedes von mehr als zwei Dekaden. Vor zwei Jahren starb ihr Mann nach Jahren schweren Krebsleidens. Die adrette Dame will die Schmerzen endgültig vergessen mit dieser Reise. Ihre hochgesteckten dunklen Haare, die ihr ein jüngeres Erscheinen vermitteln, lässt ihre Absicht nicht erkennen. Cordula hat nicht nur das gleiche Ziel. So verab-schieden sich die beiden Frauen herzlich voneinander, als es spät wird.

»Remember that today is the first day of the rest of your life.« Bei diesem Spruch aus dem Radio schläft sie ein.

»Ist es nicht wunderschön, Frau Sieghart? Wollen Sie sich nicht zu mir setzen?«, sagt Frau Stöhr zu Cordula am Frühstücksbuffet im »Julliard

Ballroom«. Jetzt Cordula fühlt sich verfolgt von Frau Stöhr. Sie spürt den Druck ihrer inneren Zerrissenheit und ihres marternden Zwiespaltes, denn sie ist gleichzeitig erleichtert über diese Geste. »Gerne« lächelt sie zurück und begleitet Frau Stöhr zu ihrem Platz an einem kleinen Tisch am Fenster, der nur mit zwei Stühlen bestückt ist. Frau Stöhr ist heute, genau wie gestern edel gekleidet während Cordula mit einer weißen Bluse von C & A und ihrer Blue Jeans wie eine arme Maus aussieht. Sie schaut verlegen aus dem Fenster und sieht New York im Tiefschlaf, mitten in einem gigantischen Meer von Lichtern und Häusern.

»Sie können wunderbar lächeln«, sagt Frau Stöhr als Kompliment zu Cordula. Bevor Cordula eine Antwort geben kann, hört sie eine sanfte Stimme hinter ihrem Rücken, eine Stimme, die ihr intuitiv bekannt erscheint:

»Möchten Sie einen Kaffee?«

Cordula dreht sich um und schaut den erstarrten Kellner in seiner Dienstuniform an. Ihr Herz bleibt stehen. Sie erkennt den Mann, den sie in Vietnam schon als den unsichtbaren Geliebten verehrte und ihn eigentlich aus ihrem Kopf verdrängte.

»Captain Francis Pham Phu Thuan aus Da Nang? Es kann nicht wahr sein.« murmelt sie nervös und verlegen zugleich.

»Cordula aus Berlin, nein! ich kann es einfach nicht glauben.« zittert der Kellner mit seiner leisen Stimme.

Cordula springt von ihrem Stuhl auf, umarmt fest den Mann, den sie schon für tot hielt. In ihren Augen kann man Tränen sehen. Die Reaktion der Reisegruppe ist ihr jetzt völlig egal.

»Ich habe immer befürchtet, dass dir ein Unglück passiert wäre.«

»Ich glaubte, ich wäre bei dir überdrüssig«, Francis' s Antwort war ihr recht nüchtern. Sie ignoriert momentan Frau Stöhr, die das ganze Geschehen sprachlos beobachtet. : »Setze dich hin! Ich werde dir alles erzählen«, sagt sie zu ihm und dreht sich dann um: »Frau Stöhr, es ist eine unglaubliche Geschichte. Wir kennen uns aus meiner Dienstzeit in Vietnam.«

»Sie waren im Dienst in Vietnam? Wie soll ich das verstehen?«, Frau Stöhr zeigt sich überrascht.

»Das erkläre ich Ihnen später«, sagt sie leise zu Frau Stöhr, deren Reaktion sie sich vorstellen kann und dies einfach übersieht. Francis ist ihr jetzt wichtiger.

»Francis! Es ist Unsinn. Ich vermisste dich und hätte mich über einige Zeilen von dir gefreut!«

Sie wendet jetzt dem Mann zu, den sie einst als den unsichtbaren Geliebten verehrte: »Ich habe mir nicht getraut, dir zu schreiben«, antwortet Francis erstaunt.

»Zu Weihnachten 1973 habe ich dir einen Brief geschrieben und keine Antwort bekommen.«

»Ich habe von dir keinen Brief bekommen«, Francis wird verlegen »auf diese wunderbare Geste habe ich nicht gehofft.«

»An Hauptmann Francis Pham Phu Thuan, KBC 4324, Südvietsnam. Die Adresse war mit Sicherheit nicht falsch. Ich habe sie mir aufgeschrieben.«

»Der Brief kam nicht an. Ich wurde in der Nähe der Grenze zu Laos von einer Luftabwehrrakete abgeschossen und war einige Wochen im Militär Hospital in Saigon. Der Brief hätte mich eigentlich erreichen müssen denn es war erst im Mai 1974, als ich abgeschossen wurde.«

»Oh Gott! Ich wusste nichts davon.« zeigt sich Cordula entsetzt.

»Soldatenschicksal! Nach einer Notlandung wurde ich im Gefecht verletzt«, Francis bleibt dabei ganz ruhig: »Du musst mir alles genauer erzählen!« fordert Cordula ihn auf.

»Ja! Aber erst heute Abend. Ich habe bis sechs Uhr Abend Dienst. Wir sehen uns eine Viertelstunde nach meinem Dienstschluss. Wir haben dann viel Zeit zum Erzählen.

Der schlagartige Abschied schmerzt Cordula und offenbar auch Francis, dessen Schritte unverkennbar schwermutig sind, während Cordula schweigend sich schweigend zu Frau Stöhr setzt. Wie eine Befreiung aus der Stille kommt ihr Dieter Dreyers Stimme vor:»Wir müssen aufbrechen zu unserer Stadtrundfahrt. Der Bus wartet auf Sie draußen.«

»Es geht los, Frau Stöhr«, sagt Cordula und steht schwungvoll auf, als ob sie einen Fluchtversuch unternehmen würde. Nach nur wenigen Schritten fühlt sie sich gefangen, gefangen in der unsicheren Atmosphäre, zwischen Hoffen und Bangen, in der Unentschlossenheit im Handeln und Unfähig-

keit im Denken. Plötzlich übermannt sie die Angst, die Angst vor der Wahrheit, die sie nicht kennt die ihr bevorsteht, die Angst, etwas zu verlieren, was sie nie besaß ... Es bleiben ihr noch zehn Stunden bis zu dieser geheimnisvollen Wahrheit. An der Tür des Busses bleibt Cordula daher wie gelähmt stehen. Sie erlebt das Karussell der Gefühle, nach dem sie schon seit vier Jahren fest glaubte, ihr Herz würde nie wieder flimmern und sie würde nie wieder an den Händen schwitzen.

Frau Stöhr reißt Cordula abermals aus ihren Gedanken »Wollen Sie Platz neben mir im Bus nehmen. Es wäre eine Ehre für mich?« Cordula folgt ihr wortlos in den Bus und bekommt dafür einen Fensterplatz. Die Stadtrundfahrt bleibt für sie trotzdem eine lähmende Qual, die sie in eine taube, stumme und fast blinde Frau verwandelt. Frau Stöhr fühlt offenbar mit ihr, bleibt aber zurückhaltend.. Erst nach einer halben Stunde wagt Cordula einen zaghaften Ausbruch aus der erstickenden Atmosphäre:

»Frau Stöhr! Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich in Vietnam war.«

»Ja! Ich traue mich aber nicht, Sie genauer zu fragen.«

»Lassen Sie mich weitererzählen. Ich war zunächst auf der« Helgoland« tätig. Kennen Sie das Hospitalschiff Helgoland?«

»Ja. Was haben Sie dort gemacht?«

»Ich war als Krankenschwester auf der »Helgoland.« Dann war ich später im Malteser-Krankenhaus »VIET DUC HOA MINH«, d. h. »deutsch-vietnamesische Harmonie«, in der Nähe von Da Nang, im Norden Süd-vietnams. Während dieser Zeit habe ich Hauptmann Francis kennengelernt, da er oft die Kriegsverletzten zu uns brachte. Der Kellner im Hotel, das ist Hauptmann Francis.«

»Ein Offizier als Kellner? Ist das nicht tragisch?«, fragt Frau Stöhr.

»Hauptmann Francis war Pilot der südvietnamesischen Luftwaffe. Es ist sehr tragisch.«

»Das ist der Preis der Freiheit.«

»Hoffentlich nicht. Ich werde heute Abend mehr erfahren.«

»Haben Sie heute Abend ein Rendezvous mit ihm? Ich freue mich für Sie.«

Cordula wird etwas rot, versucht, vom Thema abzulenken: »Ja! Aber hören Sie lieber zu was Herr Dreyer erzählt!«

»Ja! Ich verstehe nur zu wenig von Aktien.«

»Sie haben bestimmt einige Aktien oder dergleichen?«

»Meine Anlagenberater kümmern sich darum.«

»Könnten Sie mich bitte entschuldigen? Ich gehe heute Abend nicht ins Broadway Theatre.«, bittet sie Frau Stöhr um Hilfe.

Dieter Dreyer erzählt gerade von der Börse. Der Bus fährt vor die Wall Street...

Nach der anstrengenden Stadtrundfahrt beeilt sich Cordula in ihr Zimmer. Sie ist sehr nervös. In aller Eile macht sie sich frisch und rennt zu dem »Julliard Ballroom.«

»Cordula! hier bin ich.«

Cordula dreht sich um. Francis steht jetzt vor ihr, diesmal nicht mehr in seiner Dienstuniform, sondern ganz zivil, mit einem hellblauen Hemd und einer dunklen Hose, die das Hemd hervorhebt. Sein »ewiges Lächeln.« ja sein Markenzeichen, blieb unverändert, als ob die Zeit bei ihm gar nicht vergehe. Cordula fällt ihm sofort in die Arme und bricht diesmal ungehemmt in Tränen aus, was ihn offenbar verlegen macht.

»Cordula! Ich habe nicht im Traum gedacht, dich wiederzusehen.«

»Anfangs habe ich gehofft, dich nach Kriegsende in Vietnam nochmals zu treffen. Aber es kam anders«, antwortet Cordula.

Francis spricht mit einer sehr leisen und traurigen Stimme: »Ja! Uns hat man die Heimat geraubt.«

»Vietnam ist meine zweite Heimat. Ich habe auch darunter sehr gelitten.«

»Meistens belehrt erst der Verlust uns über den Wert der Dinge, die man achtlos behandelte«, stöhnt Francis traurig.

»Ach was, du liest auch Arthur Schopenhauer?«

»Nein! Es sind meine bitteren Lebenserfahrungen.«

Nach einer Weile der absoluten Funkstille fragt er sie mit stotternder Stimme: »Wollen wir nicht irgendwohin gehen?«

»Mache mir einen Vorschlag!«, antwortet sie.

»Kennst du den »Tavern on the Green« im Central Park?«

»Da haben wir heute zu Mittag gegessen. Warum fahren wir nicht einfach zu dir nach Hause? Ich möchte wissen, wo du wohnst.«

Unbedacht löst sie mit dieser Frage sichtbares Entsetzen aus. Sein Versuch, die Nervosität zu verstecken gelingt ihm nicht, denn seine Antwort »Ich wohne in der Bronx in einer Sozialwohnung.« klingt wie eine Entschuldigung.

»Ja und? Was passt nicht? « Cordula versteht seine Aussage nicht.

»Ich habe kein Auto hier.«

»Nehmen wir einen Taxi!«

»Es gibt hier kaum einen Taxifahrer, der uns in die Bronx fährt.«

»Wie kommst du nach Hause sonst?«

»Mit der Subway (U-Bahn), Linie D, Endstation, 205. Straße, dann ca. zwei Minuten zu Fuß auf die Hull Avenue.«

»Warum gehen wir nicht zur U-Bahn Station?«

»Ich möchte dir so was nicht zumuten.«

Seine schlecht gespielte Offenbarung verrät seinen marternden Zwiespalt. Cordula darf seine Armut nicht sehen. Andererseits will er sie festhalten.

»Auf dem achtundvierzigsten Stockwerk im Haus gibt es ein sehr schönes Drehrestaurant. Man kann von dort aus New York betrachten.« Sein Befreiungsschlag scheint gelungen zu sein.

Cordula versteht seine Haltung gar nicht. Hat er irgendetwas zu verbergen. Eine Frau? Oder eine Kriegsverletzung? Eine schwere Krankheit als Folge des Krieges? Sie bohrt nach: »Warum willst du nicht, dass ich in deine Wohnung komme?«

»Cordula! Ich wohne in einer Sozialwohnung.«

»Hast du also keinen anderen Grund?«

»Nein, bestimmt nicht, glaube mir bitte!«

»Verzeihe mir! Francis, dass ich zu neugierig war!«

» Komm mit, Darling!«

»Hat er zu mir Darling gesagt?«, fragt sich Cordula und nimmt seine rechte Hand in ihre Hand und zieht ihn Richtung Aufzug, vergisst dabei den Knopf zu drücken, denn ihre Blüenträume beginnen, die Blumen der Liebe, des Herzflimmerns zu werden. Blumen, die sie seit vier Jahren nicht sah und glaubte, sie im Leben nie wieder zu sehen. Wie kann es passieren? Sie kann nicht mehr denken, denn sie spürt den ersehnten Druck seiner Lippen auf ihren und einen elektrischen Strom durch ihren Körper. Sie

spürt den rasenden Puls ihres Herzens, seine Hände auf ihrem Körper. Sie spürt die Zärtlichkeit des Mannes, der trotz Krieg, Elend und Hass die menschliche Wärme nicht verliert. Jetzt begibt sie sich willenlos in ihre erotischen Träume... und drückt ihn fest zu sich und merkt gar nicht, dass der Aufzug ungerufen kommt und ein Gast aussteigt, der die Beiden aus dem Traum weckt mit seinem Gruß »Hallo.«

»Francis, ich wohne im Haus. Wir müssen nirgendwohin gehen. Wir feiern unser Wiedersehen bei mir in meinem Zimmer. Ich bestelle etwas zum Essen und Trinken, okay?«, sagt sie zu Francis, während sie ihre Bluse zurecht richtet. Sie errötet im Anblick ihrer zerknitterten Bluse mit seinem Handabdruck an der linken Seite.

»Ja, Okay. Wir fahren zu dir.« Francis unterbricht mit diesem Satz ihre Gedanken.

»Zimmer eintausendsiebenunddreißig. Drücke auf den Knopf Nummer zehn bitte!«

Auf dem Weg zum Hotelzimmer sagt Cordula stolz zu Francis: »Weißt du, hier kriegt man keinen Schlüssel...«

»Sondern nur eine Chipkarte, mit der man die Tür ...«

»Oh, verzeihe mir, du arbeitest ja hier!«

»Ich habe aber noch kein Zimmer von innen gesehen.«

»Da ist mein Zimmer. Tritt bitte ein!«

Cordula bestellt das Essen per Telefon und macht sich im Bad frisch, bis das Essen gebracht wird. Ihr entgehen dabei der traurige Blick von Francis und sein Verschwinden auf die Terrasse, bis das Essen gebracht wird.

»Francis, das Essen ist da!

Er scheint verschwunden zu sein.

Sie wiederholt den Ruf »Francis, wo bleibst du? Und rennt auf die Terrasse.

»Ich komme sofort«, Francis geht schweren Herzens zurück.

»Francis, ich merke, du hast irgendwas. Sage mir doch, was dich bedrückt? Heute soll es für uns ein Festtag werden und kein Trauertag.«

»Es fällt mir sehr schwer, es dir zu sagen«, erwidert Francis.

»Bitte, sage es mir doch. Du musst zu mir offen und ehrlich sein, Francis!«

»Ich wollte vor mehr als zehn Jahren schon zu dir sagen, dass ich damals in dich hoffnungslos verliebt war und heute noch bin. Dennoch bin ich kein Tourist. Ich lebe hier«, flüstert er leise vor sich hin.

»Du meinst, ich werde in zwei Wochen nach Deutschland zurückkehren und dich alleinlassen?«

»Das ist nicht das Problem. Du verstehst es immer noch nicht.« Francis' Stimme wirkt wie ein Seufzer.

»Warum siehst du Probleme, die es gar nicht gibt?«

»Es gibt eine gewaltige Trennmauer zwischen uns.«

»Was für eine Trennmauer? Du bist doch nicht verheiratet?«, Cordula wird unsicher.

»Du bist eine wohlhabende Frau, während ich ein armer Hund bin.«

Cordula fängt an, wie verrückt zu lachen, wie selten zuvor: »Das soll das Problem sein? Verzeihe mir, dass ich lachen muss! Du bist manchmal wie ein kleines Kind.«

»Ich bin ein mittelloser Emigrant. Weißt du, was das heißt, Emigrant zu sein. Mittellos, heimatlos...«

»Aber nicht herzlos. Meine Eltern und mein Bruder waren selbst Flüchtlinge. Als Ostberliner in Westberlin haben wir erlebt, was es bedeutet, Flüchtlinge zu sein.«

»Wovon sollen wir leben. Von Almosen?«, gibt er zu bedenken.

»Wir werden es schon schaffen. Francis, lasse uns heute glücklich werden! Wir haben mehr als zehn Jahre in Ungewissheit auf den heutigen Tag gehofft. Er muss ein Freudentag für uns werden. Ich habe sogar das »Broadway Theatre« abgesagt, um mit dir hier zu sein, »Les Misérables« von Victor Hugo, das Idol der Gerechtigkeit in Vietnam.«

»Ich habe es in der Schule gelesen ... Verzeihe mir, Cordula, ich muss lernen, dich besser zu verstehen. Ich muss deine Opfer besser schätzen können.«

»Ich muss auch lernen, dich und deine Gedanken besser zu verstehen. Ich habe lang gebraucht, um zu wissen, was dich so sehr bedrückt. Dabei sind wir beide stolz darauf, den anderen zu kennen. Wir haben uns schwer geirrt.«

»Cordula! Lehne dich an mich und mach deine Augen zu und erzähle mir, was dich damals bewegte, nach Vietnam zu gehen. Für mich war es immer ein Rätsel, was Menschen bewegt hat, aus einem Land mitten im Frieden freiwillig in ein bitterarmes Land in den Krieg zu gehen. Dies ist ganz besonders schwer nachvollziehbar, wenn es sich um eine sehr attraktive Frau aus einem reichen Land handelt.«

»Findest du mich attraktiv?«

»Du bist die attraktivste und mutigste Frau, die ich je in meinem Leben getroffen habe ...«

»Du bist ein alter Schmeichler. Ich erzähle es dir trotzdem ... Es war im Januar 1968, als in Vietnam die »Tet-Offensive« begann, die zugleich der Wendepunkt meines Lebens war ...«

»Du machst es spannend!«

Die Begegnung der Gegensätze

Berlin, Januar 1968

*Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die stets man noch zum Hungern zwingt!
Das Recht wie Glut im Kraterherde
nun mit Macht zum Durchbruch dringt...*

Der Kurfürstendamm wird erneut zu einer beliebten Arena der Revolution. Von diesem Ort aus wachsen der Mut und die Stimmung gegen den US-Imperialismus und hier wächst der Glaube an den baldigen Sieg der Revolution. Hier marschieren heute Tausende im Siegesrausch, trotz knirschender Kälte. Unzählige rote Fahnen und Transparente, Spruchbänder und Plakate gegen den »schmutzigen Krieg« der »US-Aggressoren« in Vietnam sowie ein Meer von Lichtern aus brennenden Fackeln und Rauchkerzen sorgen für Siegesstimmung. Sie singen wie aus einem Mund die »Internationale« und sehen das Ende des US-Imperialismus in greifbare Nähe gerückt.

Peter, wie gewöhnlich im olivgrünen Parka, marschiert in der ersten Reihe neben berühmt-berüchtigten Revoluzzern und heizt die Stimmung an: »Wir werden siegen! Es lebe der revolutionäre Kampf der Völker gegen den Imperialismus«, schreit er in die johlende Menge.

»Aufpassen, Bullen!«, schreit plötzlich eine weibliche Stimme und der »revolutionäre Siegeszug« gerät schlagartig ins Stocken. Die aufgeheizte Stimmung verstummt in Hörweite der Polizei.

»Hier spricht die Berliner Polizei. Wir fordern Sie auf, die Straße zu räumen ...« Gespenstische Stille im Angesicht der Sperre aus spanischen Reitern, die kein Durchkommen erlauben.

»Die Bullen sind Handlanger des Kapitalismus und des US-Imperialismus. Wir müssen sie beseitigen«, schreit Peter und unterbricht damit die kurze Stille der Angst und der Ratlosigkeit.

»Die Revolution kennt nur eines: Marschier oder stirb!«, zitiert er den Kampfruf der französischen Fremdenlegion.

Der verzweifelte Ruf »keine Gewalt« kommt zu spät. Die Steinewerfer übernehmen im Nu vollends das Kommando und heizen die Eskalation richtig an. Immer mehr Steine, Stöcke und Flaschen so wie Leuchtraketen fliegen auf die Polizisten zu. Minuten später explodieren die Molotowcocktails mit ohrenbetäubendem Lärm. Die Polizei antwortet mit Tränengas und Blendschock- sowie Tränengasgranaten. Für eine Viertelstunde gleicht der Kudamm einem Schlachtfeld und entartet dann in eine Jagd der Polizei nach militanten Revoluzzern auf der Flucht. Die Panik treibt die Gejagten in alle Richtungen. Nach dem Motto »Rette sich, wer kann« möchte Peter schneller fliehen, als die Polizei erlaubt, wenn... wenn eine verfluchte Tränengasgranate ihn nicht hätte stolpern lassen. Fast blind torkelt er wie betrunken in die U-Bahn-Unterführung und nimmt gleich den gerade ankommenden Zug, seinen rettenden Engel. Im Zug angekommen hört er die Stimme eines älteren Herrn »Schon wieder eine Demonstration.« Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten.

»Verdammt, das ist unser Dank an Amerika. Warum schiebt man solche Gauner nicht einfach nach Ostberlin ab? Dort können sie machen, was sie wollen« deutet ein junger Mann auf die Plakette auf der Jacke von Peter.

Die auffällige Plakette, die einen »Viet Cong« mit erhobenem Gewehr und dem Kampfslogan »Solidarität mit dem kämpfenden Volk Vietnams« zeigt, löst das Unverständnis der Fahrgäste aus. Eine weibliche Stimme ertönt: »Sind Sie verletzt?«

Eine junge Frau tritt hervor und erweckt damit die Neugierde der Menschentraube um Peter.

»Nein, nur die Augen tun mir so weh ...«

Noch bevor er den Satz aussprechen kann, hält die U-Bahn bereits am Bahnsteig.

»Steigen Sie mit mir hier aus!«

Peter befolgt wortlos die fremde Stimme. Auf dem Bahnsteig hört er die ihre Aufforderung: »Zeigen Sie mir Ihre Augen!«

Peter muss sich anstrengen, um seine geröteten Augen zu öffnen, die offenbar die unbekannte Frau zum Handeln bringen: »Wir müssen ihre Augen schnell waschen. Dann müssen Sie zum Augenarzt!« hört er den Befehl.